

Zu diesem Heft

Bernd Oberdorfer

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Oberdorfer, Bernd. 2022. "Zu diesem Heft." Evangelische Theologie 82 (5): 323-25. <https://doi.org/10.14315/evth-2022-820503>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under the following conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:
<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Zu diesem Heft

Bernd Oberdorfer

Daß die christlichen Kirchen Vorräte in den gesellschaftlich-kulturellen Debatten um Geschlechtergerechtigkeit und Diversität von Lebensformen und deren politisch-legislative Implikationen (gewesen) wären, wird man kaum behaupten können. Dennoch stimmt der Rückblick auf »Geschlechterdiskurse im (west-)deutschen Nachkriegsprotestantismus«, den *Sarah Jäger* im ersten Beitrag dieses Heftes bietet, nicht nur ernüchternd. Denn zwar bildeten evangelische Stimmen in den 1950-er bis in die 1960-er Jahre tatsächlich häufig ein retardierendes Moment in der gesellschaftlichen Entwicklung, etwa durch Kampagnen gegen »Schmutz und Schund« in den Medien. Aber ein Perspektivenwechsel von der Verteidigung vermeintlich unverbrüchlicher Normen hin zur differenzierten Wahrnehmung individueller Lebenskonstellationen erzeugte doch eine zunehmende Offenheit für einen konstruktiven Umgang mit dem gesellschaftlichen Wandel. Jäger macht deutlich, dass dies nicht als außen gesteuerte Anpassung an einen (wie auch immer zu definierenden) »Zeitgeist« zu deuten ist, sondern immer orientierend begleitet war durch genuin theologische Reflexionsprozesse, unter denen sie namentlich die feministische(n) Theologie(n) hervorhebt.

Der historischen Analyse zur Seite steht die (auto-)biographische Innensicht, in der *Margot Käßmann* ihren Weg als Frau in und mit der Kirche rekapituliert. Sichtbar wird dabei, dass sie, häufig die erste Frau in ihrer jeweiligen Position, vielfältigen Vorurteilen und (meist männlichen) Bedenken(trägern) im Blick auf Rollenzuschreibungen begegnete: Kann eine Frau, eine Frau mit

Kindern, eine geschiedene Frau die bisher ausschließlich durch Männer geprägten Rollenprofile der jeweiligen Aufgabe, des jeweiligen Amtes ausfüllen? Sichtbar macht sie aber zugleich, dass sie auf ihren Karrierestufen immer auch Ermutigung und Unterstützung erfuhr. Dass Menschen jetzt Erfahrungen mit weiblichen Amtsträgerinnen machen konnten, akkumulierte zudem Gewöhnungseffekte, die das Berufsbild zunehmend aus seiner geschlechterfixierten Verengung befreiten und pluralisierten. So erfreulich diese Normalisierung ist, so wichtig ist doch, dass der Rückblick einer »Pionierin« die Erinnerung dafür wachhält, wie wenig selbstverständlich der Weg dorthin gewesen ist.

Um Rollenerwartungen im Pfarramt geht es auch im Beitrag von *Gerhard Bergner*. Er beginnt mit der aktuellen Beobachtung, dass Pfarrerinnen und Pfarrer – bei insgesamt hoher Berufszufriedenheit – den Umgang mit den multiplen und diffusen Formen der Anerkennung und Nicht-Anerkennung ihrer Tätigkeit, die sie im Berufsalltag ständig erleben, häufig als schwierig empfinden, und plädiert dafür, »dass man die vielfältigen expliziten und nicht expliziten Beurteilungsformate, denen man als Pfarrer*in fortlaufend ausgesetzt ist, angstfrei zur Kenntnis nimmt und in die eigene Beurteilung erfolgreich integriert.« Unter dieser Fragestellung liest er sodann als historisches Fallbeispiel den Briefwechsel von Karl Barth und Eduard Thurneysen aus den Jahren 1913-17, in denen beide als Pfarrer in benachbarten Schweizer Kirchengemeinden tätig waren. Bergner untersucht, wie sie ihre Tätigkeiten wechselseitig wahrnehmen, Wertschätzung, aber auch Kritik kommunizieren,

welchen Instanzen der Beurteilung sie sich in Gemeinde und Öffentlichkeit ausgesetzt sehen, aber auch sich anvertrauen (z.B. Barths Ehefrau Nelly); er macht auch darauf aufmerksam, dass sie ihre eigene Arbeit z.T. selbstkritischer wahrnehmen, als ihre Umwelt das tat. Zurückspringend in die Gegenwart, skizziert er für die professionelle Selbstwahrnehmung im Pfarramt das Leitbild eines »reifen Narzissmus« (M. Klessmann), der das komplexe Beziehungsfeld der »Beurteilungsformate« reflektiert in den Blick nimmt, sich zugleich aber der eigenen Begrenztheit bewusst bleibt und die religiös-theologische Einsicht ernst nimmt, »dass Anerkennung auch im pfarramtlichen Tun nicht in erster Linie von Menschen und auch nicht von einem selbst kommt, sondern von Gott zugesprochen wird, noch bevor die erste Predigt geschrieben oder das erste Kausalgespräch geführt wurde.«

Kaum ein Thema wurde in den letzten Jahren theologisch so kontrovers diskutiert wie die Suizidassistenz. Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts, das im Februar 2020 das neu erlassene Gesetz zum Verbot »geschäftsmäßiger« Sterbehilfe als verfassungswidrig aufhob, da es die Selbstbestimmung unverhältnismäßig einschränke, nötigte Kirche und Theologie nicht nur dazu, die Suizidassistenz in ihrer individuellen wie sozialen Dimension erneut ethisch zu reflektieren. Zugleich stellte es vielmehr die in der Gesellschaft tief verankerte evangelisch-diakonische Arbeit vor die praktische Herausforderung, antizipierend zu klären, wie ihre Einrichtungen (re-)agieren sollten, wenn sie mit dem Wunsch von Bewohnerinnen oder Bewohnern zur Unterstützung beim Sterben konfrontiert würden. *Marco Hofheinz* entwickelt dazu in seinem Beitrag eine profilierte Position. Unzweideutig wendet er sich gegen eine religiös-moralische Diskreditierung des Todeswunsches und

weist auch darauf hin, dass die (wenigen) biblischen Aussagen zum Suizid keineswegs eindeutig negativ sind. Seiner Argumentation zugrunde legt er Dietrich Ritschls Unterscheidung eines »Athener« und eines »Jerusalemer Menschen«, die er freilich (mit W. Schobert) nicht als Alternativmodelle versteht, sondern als komplementäre Konzepte, wobei der »Jerusalemer Mensch« wegen der Integration von Leid und Gebrechlichkeit in das Menschenbild als notwendiges Korrektiv für die (durchaus bejahte) »Athenische« Konzentration auf aktive Selbstbestimmung erscheint. Auf dieser Basis betont er die Würde des sterbenden, auf Hilfe angewiesenen Menschen und unterstreicht die Bedeutung einer vieldimensionalen Sterbebegleitung. Weil er im Angebot einer Suizidassistenz die Gefahr erkennt, sterbenden Menschen zu spiegeln, die Fortsetzung ihres Lebens sei ihnen (und ihrer Umwelt) nicht mehr zuzumuten, plädiert er dafür, dass kirchliche Einrichtungen die Vorhaltung eines solchen Angebots programmatisch ausschließen sollten, um ihre Bewohnerinnen und Bewohner schon vor der Konfrontation mit der Frage nach der Sinnhaftigkeit ihres (Fort-)Lebens zu schützen und öffentlich Zeugnis abzulegen für die Würde der gebrechlichen Existenz. Da man hier – bei geteilten Grundannahmen – auch anders argumentieren kann (vgl. etwa die pro-nonierten FAZ-Artikel von I. Karle, R. Anselm und U. Lilie im Januar und Mai 2021; zur ökumenischen Diskussion vgl. auch Heft 2/2022 der Zeitschrift *Una Sancta*), steht die Debatte ersichtlich erst am Anfang.

Das Bild des Islam in westlichen Gesellschaften ist nicht nur von gegenwärtigen lebensweltlichen Erfahrungen und medialen Vermittlungen geprägt, sondern auch durch längerfristig wirksame wissenschaftliche Konzeptualisierungen. Umso wichtiger ist es, diese historisch zu genetisieren und zu kontextualisie-

ren und ihre Konstruktionsbedingungen aufzuzeigen. Dies unternimmt *Andreas Feldtkeller* für »deutschsprachige Gesamtdarstellungen des Islam« zwischen 1885 und 1910, deren konzeptionelle Grundentscheidungen die Darstellungen des Islam bis zur Jahrtausendwende maßgeblich mitbestimmten. Sichtbar wird dabei, dass weder die Behandlung des Islam als »Religion« noch seine Beschreibung als in sich einheitlicher Systemzusammenhang selbstevident waren, sondern sich Entscheidungen verdankten, die mit nicht unproblematischen Vereindeutigungen, Präferenzbildungen und Ausschlüssen verbunden waren. So wird in den behandelten Werken regelmäßig die Sunna normativ bevorzugt, der gegenüber die Schia

dann als Abweichung erscheint. Auch werden immer wieder selektiv historische Epochen mit Gegenwartsbeobachtungen zu vermeintlichen Wesensbestimmungen kurzgeschlossen. Solche Befunde können helfen, festgefügte Vorstellungen zu verflüssigen und den Blick zu öffnen für die Vielfalt islamischer Prägungen und für alternative Beschreibungsmödelle. Nicht zufällig scheint daher seit der Wende zum 21. Jahrhundert die Zeit integrativer Gesamtdarstellungen »des« Islam abgelaufen zu sein.

Im »Kritischen Forum« bespricht *Christiane Tietz* Jörg Lausters »Biographie« des »heiligen Geistes« – von der zu hoffen ist, dass sie kein Nachruf ist, sondern einer noch lebenden »Person« gilt.